

Der Leidensweg Edith Steins

Ausgewählte Texte¹

1. Kindheit und Jugend

Aber in meinem Innern gab es noch eine verborgene Welt. Was ich am Tage sah und hörte, das wurde dort verarbeitet. Der Anblick eines Betrunkenen konnte mich tage- und nächtelang verfolgen und quälen. Ich bin später oft dankbar gewesen, daß von meinen Brüdern in diesem Punkte nichts zu befürchten war und daß ich auch keinen andern mir nahestehenden Menschen in diesem schauerhaften Zustand sehen mußte. Es blieb mir immer unbegreiflich, wie man über so etwas lachen konnte, und ich habe in meiner Studentenzeit angefangen, ohne einer Organisation beizutreten oder ein Gelübde abzulegen, jeden Tropfen Alkohol zu meiden, um nicht durch eigene Schuld etwas von meiner Geistesfreiheit und Menschenwürde zu verlieren. Wenn in meiner Gegenwart von einer Mordtat gesprochen wurde, lag ich nachts stundenlang wach, und das Grauen kroch aus allen dunklen Ecken auf mich zu. Ja, ein etwas derber Ausdruck, den meine Mutter in meiner Gegenwart erregt aussprach, schmerzte mich so, daß ich die kleine Szene (eine Auseinandersetzung mit meinem ältesten Bruder) nie vergessen konnte. Von all diesen Dingen, an denen ich heimlich litt, sagte ich niemandem je ein Wort. Es kam mir gar nicht in den Sinn, daß man über so etwas sprechen könnte. Nur selten verriet ich meinen Angehörigen etwas davon; ich bekam nämlich manchmal ohne erkennbare Ursache plötzlich Fieber, und im Delirium sprach ich dann aus, was mich innerlich beschäftigte. Einen solchen Fall haben mir meine Geschwister oft erzählt. Als ich etwa 5 Jahre alt war, las meine Schwester Frieda in der Schule »Maria Stuart« und durfte dann mit meiner Mutter ins Theater gehen, als das Stück aufgeführt wurde. Es war vorher viel davon die Rede, und ich hatte wie gewöhnlich mehr aufgeschnappt, als für mich bestimmt war. Während die beiden im Theater waren, kamen bei mir die Fieberphantasien, und ich rief ein über das andere Mal in großer Erre-

¹ Die Texte wurden von Waltraud Herbstrith und José Sánchez de Murillo zusammengestellt. Dabei war die leitende Absicht nicht, Edith Steins *Lehre über* das Leiden darzustellen, sondern das Phänomen selbst sprechen zu lassen. Es entfaltet sich im Laufe dieses Lebens in einer seiner bedrückendsten Erscheinungsformen.

Edith Stein wurde am 12. 10. 1891 in Breslau geboren; 1893 stirbt ihr Vater; sie wächst als jüngste von 11 Geschwistern bei der streng jüdisch gläubigen Mutter, Auguste Stein (1849 Lublinitz/Schlesien – 1936 Breslau) auf. 1913–1916 Studium der Germanistik, Geschichte, Psychologie und Philosophie; 1916 Promotion mit einer Dissertation »Zum Problem der Einfühlung« bei Edmund Husserl, bis Januar 1918 Assistentin bei ihm. 1922 Konversion zum Katholizismus. 1923–1931 Lehrerin an der Lehrerinnenbildungsanstalt der Dominikanerinnen St. Magdalena, Speyer. 1932–1933 Dozentin am Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik, Münster i. W. 1933 Eintritt in den Karmel Köln. 1938 Flucht in den Karmel Echt (Holland). 1942 Deportation nach Auschwitz zusammen mit ihrer Schwester Rosa. Wahrscheinlich am 9. 8. 1942 Tod in Auschwitz-Birkenau.

gung: »Schlagt doch der Elisabeth den Kopf ab!« Ich erinnere mich noch, wie nachhaltig dieser Eindruck war. Als ich im nächsten Jahr anfang, zur Schule zu gehen, und so weit war, daß ich Gedrucktes notdürftig lesen konnte, suchte ich mir den richtigen Band von Schillers Werken aus dem Familienbücherschrank, ging damit zu meiner Mutter in die Küche und fragte sie, ob ich ihr »Maria Stuart« vorlesen dürfte. Sie sagte ganz ernsthaft: »Lies nur«. Wie weit ich damals gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Man kann sich denken, daß solche plötzlich hervorbrechenden Feuergarben meine Angehörigen erschreckten. Man nannte das »Nervosität« und suchte mich nach Möglichkeit vor Überreizung zu schützen.²

Die ständige Anspannung aller Kräfte erweckte das beglückende Gefühl eines hochgesteigerten Lebens, ich erschien mir als ein reiches und bevorzugtes Geschöpf. Im Anfang meiner Studienzeit bat mich einmal unser alter Direktor zu sich, um mir eine Stundenschülerin zu empfehlen. Natürlich erkundigte er sich auch, wie es mir gehe, und als ich so recht von Herzen erwiderte: »O, m i r geht es s e h r gut!«, öffnete er seine großen, runden, etwas vorstehenden Augen noch weiter als gewöhnlich und sagte verwundert: »Nun, das hört man selten«. Zu dieser Hochstimmung stand in merkwürdigem Gegensatz ein Erlebnis, das ich wohl nicht viel später hatte. Ich schlief damals – wie immer bis zu ihrer Verheiratung – mit meiner Schwester Erna in einem Zimmer. Wir hatten noch kein elektrisches Licht im Haus, sondern Gasbeleuchtung; an der Lampe in unserm Schlafzimmer war ein Kleinsteller angebracht, und wir pflegten nachts den Hahn nicht abzdrehen, um jederzeit rasch wieder Licht haben zu können. Eines Morgens öffnete unsere Schwester Frieda die Tür zu unserm Zimmer und stieß einen Schrei des Schreckens aus. Ein starker Gasgeruch strömte ihr entgegen; wir beide lagen totenbleich und wie in schwerer Betäubung in unsern Betten. Die Flamme war ausgegangen und das Gas ausgeströmt. Frieda riß schnell das Fenster auf, drehte den Hahn ab und weckte uns. Ich erwachte aus einem Zustand süßer, traumloser Ruhe, und als ich zu mir kam und die Situation erfaßte, war mein erster Gedanke: »Wie schade! Warum hat man mich nicht für immer in dieser tiefen Ruhe gelassen?« Ich war selbst ganz betroffen über die Entdeckung, wie wenig ich »am Leben hing«.³

Was Husserl⁴, sich – nach seinen spärlichen Andeutungen – unter »Einführung« dachte und was [Theodor] Lipps so nannte, hatte offenbar we-

² Aus dem Leben einer jüdischen Familie. In: Edith Steins Werke. Bd. VII. Freiburg 1985, 48–49.

³ Bd. VII, 184–185.

⁴ Edmund Husserl (1859 Proßnitz/Mähren – 1938 Freiburg i. Br.), ab 1905 Professor der Philosophie in Göttingen, seit 1916 in Freiburg i. Br. Edith Stein, stets nach gedanklicher Strenge strebend und in ihrer frühen Studienzeit erklärte Atheistin, fühlte sich von Husserls Phänomenologie, die die Philosophie als »strenge Wissenschaft« begründen wollte, dadurch eine neue Epoche in der Philosophie eingeleitet und Göttingen (sowie später Freiburg) zu einer philosophischen Hochburg gemacht hatte, angezogen. Ihrer Tätigkeit

nig miteinander zu tun. Bei Lipps war es geradezu der Zentralbegriff seiner Philosophie, es beherrschte seine Ästhetik, Ethik und Sozialphilosophie, spielte aber auch in der Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik eine Rolle. So mannigfaltig diese Gebiete, so vielfarbig schien mir der Begriff zu schillern, und ich quälte mich damit ab, etwas Einheitliches und Festes in den Griff zu bekommen, um von da aus alle Abwandlungen verstehen und entwickeln zu können. Zum erstenmal begegnete mir hier, was ich bei jeder späteren Arbeit wieder erfahren habe: Bücher nützten mir nichts, solange ich mir die fragliche Sache nicht in eigener Arbeit zur Klarheit gebracht hatte. Dieses Ringen nach Klarheit vollzog sich nun in mir unter großen Qualen und ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Damals habe ich das Schlafen verlernt, und es hat viele Jahre gedauert, bis mir wieder ruhige Nächte geschenkt wurden.

Nach und nach arbeitete ich mich in eine richtige Verzweiflung hinein. Es war zum erstenmal in meinem Leben, daß ich vor etwas stand, was ich nicht mit meinem Willen erzwingen konnte. Ohne daß ich es wußte, hatten sich die Kernsprüche meiner Mutter: »Was man will, das kann man« und »Wie man sich« vornimmt, so hilft der liebe Gott« ganz tief in mir festgesetzt. Oft hatte ich mich damit gerühmt, daß mein Schädel härter sei als die dicksten Mauern, und nun rannte ich mir die Stirn wund, und die unerbittliche Wand wollte nicht nachgeben. Das brachte mich so weit, daß mir das Leben unerträglich schien. Ich sagte mir oft selbst, daß das ja ganz unsinnig sei. Wenn ich die Doktorarbeit nicht fertig brächte – fürs Staatsexamen würde es doch wohl reichen; und wenn ich keine große Philosophin werden könnte, dann doch vielleicht eine brauchbare Lehrerin. Aber die Vernunftgründe halfen nichts. Ich konnte nicht mehr über die Straße gehen, ohne zu wünschen, daß ein Wagen über mich hinwegführe. Und wenn ich einen Ausflug machte, dann hoffte ich, daß ich abstürzen und nicht lebendig zurückkommen würde.

Es ahnte wohl niemand, wie es in mir aussah. In der Philosophischen Gesellschaft und in Reinachs Seminar war ich glücklich bei der gemeinsamen Arbeit; ich fürchtete nur das Ende dieser Stunden, in denen ich mich geborgen fühlte, und den Wiederbeginn meiner einsamen Kämpfe. Einigemal im Semester verlangte Husserl Rechenschaft über den Fortgang meiner Arbeit. Ich mußte dann abends zu ihm kommen. Aber eine Erleichterung brachten diese Gespräche nicht. Wenn ich ein paar Worte gesagt hatte, so fühlte er sich selbst angeregt zu reden und sprach nun so lange, bis er zu müde war, um die Unterredung fortzusetzen. Ich ging fort und konnte mir sagen, daß ich manches gelernt hatte – aber wenig für meine Arbeit. So war auch der gewöhnliche Verlauf seiner Semestersitzungen.⁵

als Assistentin Husserls ist – später kaum gewürdigt – zu verdanken, daß so wichtige Werke wie die »Ideen zu einer reinen Phänomenologie II« oder die »Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins« eine druckreife Form erhielten. Seit 1933 war Husserl, zum Protestantismus konvertierter Jude, antisemitischen Angriffen ausgesetzt.

⁵ Bd. VII, 246–247.

2. *Liebe und Enttäuschung*

Zum 24. XII.1917

Mein Liebling,

diesen Abend möchte ich noch einmal bei Dir sein und Dir manches sagen, was ich Dir schuldig geblieben bin. Zunächst um Verzeihung bitten, weil ich in der letzten Zeit unter dem Eindruck der schweren Tage, die hinter und vor mir liegen⁶, zu keiner frohen Stunde fähig war. Unter allem, was mich gegenwärtig bedrückt, steht an 1. Stelle, daß ich nicht die Kraft hatte, Dir mein Leid zu verbergen, und so einen Schatten mehr in Dein Leben gebracht habe statt ein wenig Sonnenschein.

Was ich jetzt suche, ist Ruhe und Wiederherstellung meines völlig gebrochenen Selbstbewußtseins. Sobald ich das Gefühl habe, wieder etwas zu sein und andern etwas geben zu können, will ich Dich wiedersehen. Dann wirst Du auch ein Stück weiter sein als heute. Du weißt, daß ich wissenschaftlich sehr viel von Dir erwarte. Und, was mehr bedeutet, ich glaube fest an Deine Fähigkeit, wieder zu vollem Leben zu erwachen. Und ich wünsche Dir ein Leben mit aller Fülle und allem Reichtum, den die Welt zu bieten hat. Ich möchte die Zauberkräfte besitzen, die der Meister gestern von mir verlangte, um es Dir selbst schaffen zu können.

Wenn Du mein Weihnachtsgeschenk ein klein wenig so ansehen könntest, als käme Dir etwas Verlorenes wieder, so wäre das meine größte Freude. Damit endgültig Lebewohl!

Deine Edith⁷

⁶ Dies bezieht sich vermutlich auf den Tod Adolf Reinachs (1883 Mainz – 16. 11. 1917, an der Westfront bei Dixmuiden gefallen), ehemaliger Schüler Husserls, als Privatdozent in Göttingen Lehrer Edith Steins; er, zu dessen engstem philosophischen Freundeskreis Edith Stein gehörte, war für ihre philosophisch-wissenschaftliche wie religiöse Entwicklung – ebenso wie die Witwe Anna Reinach – von großer Bedeutung.

⁷ Briefe an Roman Ingarden 1917–1938. In: Edith Steins Werke. Bd. XIV. Freiburg 1991, 64. Roman Ingarden (1893 Krakau – 1970 Krakau) studierte zusammen mit Edith Stein bei Edmund Husserl in Göttingen, folgte wie sie 1916 Husserl nach Freiburg i. Br. und promovierte 1918 mit einer Arbeit über »Intuition und Intellekt bei Henri Bergson«. 1931 erschien sein auf deutsch geschriebenes Buch »Das literarische Kunstwerk«, an dessen Fertigstellung zum Druck Edith Stein mitgeholfen hatte. 1945 ordentlicher Philosophieprofessor in Krakau. – Roman Ingarden kehrte Anfang Januar 1919 nach Polen zurück. Dieser Brief ist anscheinend der einzige, in dem Edith Stein den Freund duzt.

Breslau, 12. II. 1918
Michaelisstr. 38

Lieber Herr Ingarden,

[...] Nun noch ein paar Worte zu dem Brief, der mir »nicht gefallen« hat (wie Sie sagen). Wenn er mir nur »blöd« erschienen wäre, hätte ich mich sicherlich nicht darüber aufgeregt. Aber die lebhafteste Vorstellung Ihrer – mir nur zu gut verständlichen – trostlosen Stimmung zusammen mit dem Gefühl des Unvermögens, Ihnen etwas zu sein: das war ein bißchen zu viel für mein immer noch etwas labiles seelisches Gleichgewicht. Dieses Gefühl der absoluten Machtlosigkeit ist etwas, worin ich mich gar zu schwer finden kann. Vielleicht weil ich andern gegenüber mit sehr viel geringerem Einsatz etwas ausgerichtet habe. Aber man muß wohl mal die eigene Ohnmacht recht nachdrücklich zu Gemüte geführt bekommen, um von dem grenzenlosen Vertrauen auf sein Wollen und Können, wie ich es früher besaß, geheilt zu werden. Ich möchte bald mal was Gutes von Ihnen hören.

Herzlichst
Ihre Edith Stein⁸

Breslau, 19. II. 1918
Michaelisstr. 38

Lieber Herr Ingarden,

[...] Ich bemühe mich noch immer vergeblich zu verstehen, was für eine Rolle wir Menschen im Weltgeschehen spielen. Vor einiger Zeit fiel mir eine Stelle im Lucas-Evangelium auf: »Zwar der Menschensohn geht dahin, wie es beschlossen ist. Aber wehe dem Menschen, der ihn verraten wird!« [Lk. 22,22] Ob das nicht ganz allgemein gilt? Wir führen die Ereignisse herbei und tragen die Verantwortung dafür. Und doch wissen wir im Grunde nicht, was wir tun, und können die Weltgeschichte nicht aufhalten, auch wenn wir uns ihr versagen. Zu begreifen ist das freilich nicht. Übrigens rücken Religion und Geschichte für mich immer näher zusammen, und es will mir scheinen, daß die mittelalterlichen Chronisten, die die Weltgeschichte zwischen Sündenfall und Weltgericht einspannten, kundiger waren als die modernen Spezialisten [...]⁹

⁸ Bd. XIV, 67–68.

⁹ Bd. XIV, 68.

Freiburg, 12. V. 1918
Zasiusstr. 24

Liebster Freund,

meine Karte von heute morgen scheint mir bei näherer Überlegung doch nicht ausreichend. Ich möchte um alles nicht, daß Mißverständnisse zwischen uns bleiben – gerade weil wir uns voraussichtlich nicht so bald wieder sehen und sprechen werden – und da mein Brief aus Göttingen offenbar verloren gegangen ist -, will ich Ihnen noch einmal verständlich zu machen suchen, warum ich längere Zeit geschwiegen habe. Sehen Sie, alle Ihre Briefe, seit unserer Trennung (mit Ausnahme des ersten, den Sie mir nach Göttingen schrieben) waren merkwürdig leer und ohne rechte innere Beteiligung, so wie es ist, wenn man nicht aus Bedürfnis, sondern aus »Pflicht« schreibt. Ich würde meinen, daß ich überempfindlich in dieser Richtung bin – ich bin sehr kritisch gegenüber solchen Eindrücken – wenn ich nicht zum Vergleich Ihre Briefe vom vorigen Jahr hätte, die mir einen wirklichen Anteil an Ihrem Leben gaben, und wenn ich mich nicht auf Ihr eigenes Gefühl berufen könnte: Sie fügten nämlich jedesmal bei, daß Sie ausführlicher sein wollten, sobald Sie Zeit hätten. Denken Sie nicht, daß ich Ihnen irgend einen Vorwurf daraus gemacht hätte. Ich würde es sehr gut verstehen, wenn Sie Ihre Unbefangenheit mir gegenüber verloren hätten, und würde nur mir selbst die Schuld zuschreiben. Aber der Abstand war zu schmerzlich für mich – ich für meinen Teil mußte mich ja immer gewaltsam zurückhalten, um nicht mit dem Einsatz meiner vollen Persönlichkeit zu schreiben – und so nahm ich mir vor, zunächst einmal zu warten, ob nicht doch schließlich ein »richtiger« Brief käme. Das zog sich etwas lange hin, z.T. wegen der äußeren Unruhe meines Lebens. Von Ihrer Seite erfolgten dann bald die völlig irrigen Mutmaßungen über den Grund meines Schweigens. Den Verkehr ganz abzubrechen, war nie meine Absicht. Ich habe nur manchmal gedacht, daß es vielleicht am besten wäre, wenn ich mich auf Mitteilungen über den Stand der Phänomenologie beschränkte. Denn Sie werden wohl verstehen, daß mir ein Briefwechsel, den Sie nur meinetwegen aufrecht erhielten, unerträglich wäre. Darf ich nun hoffen, daß alles klar ist und nichts mehr zwischen uns steht? [...]

Von Herzen
Ihre Edith Stein¹⁰

¹⁰ Bd. XIV, 75–76.

Freiburg, 5.VII.1918
Zasiusstr. 24

Lieber Herr Ingarden,

[...] Mir ging es in der letzten Woche nicht sonderlich. Vor einigen Tagen erhielt ich aus Breslau die Nachricht, daß Moskiewicz plötzlich gestorben ist.¹¹ An Herzlähmung, heißt es. Es hat aber früher nie jemand etwas von einem Herzfehler gewußt. Dagegen litt er seit Jahren an einer stets zunehmenden Depression, und es erscheint mir kaum zweifelhaft – und ebenso meiner Freundin, die ihm sehr nahe stand – daß er selbst seinem Leben ein Ende gemacht hat. Wieviel von der Schuld auf mein Konto kommt, kann ich nicht ermessen. Daß ich mit zu den Menschen gehöre, die ihn allmählich so weit gebracht haben, ist ganz gewiß. Natürlich hat man nie etwas Böses gewollt. Aber das ist gerade das Schreckliche, daß man aus bloßer Gedankenlosigkeit und ohne zu ahnen, welche Wirkungen von einem ausgehen, einen Menschen zu Tode quälen kann. Ich möchte Ihnen, lieber Freund, eine Bitte aussprechen, die Ihnen sehr kindlich erscheinen mag. Sie haben auch gelegentlich mit dem Gedanken gespielt, einmal selbst Schluß zu machen. Ich habe nie ernstlich daran geglaubt. Aber die bloße Möglichkeit ängstigt mich. Bitte, versprechen Sie mir, daß Sie es nie tun werden. Das Leben kann ja doch nicht völlig unerträglich sein, wenn man weiß, daß es einen Menschen gibt, dem es weit teurer ist als das eigene. Wenn einen schon sonst nichts zurückhält. Schütteln Sie meinetwegen den Kopf über meine ganz aus der Luft gegriffene Besorgnis. Aber erfüllen Sie meine Bitte! [...]

Herzlichst
Ihre Edith Stein¹²

10. X. 1918

Lieber Herr Ingarden,

[...] Und nun ein paar ernste Worte auf Ihre ernsten Wünsche. Zunächst die durchaus ehrliche und glaubwürdige Versicherung, daß es mir schon seit Monaten seelisch recht gut geht und daß ich – trotz mancherlei Erschütterung, vor der man sich gegenwärtig nicht schützen kann und will – eine ernstliche Gefährdung nicht mehr befürchte. Wenn ich mehrfach den Wunsch ausgesprochen habe, Sie wieder zu sehen, so war es in erster Linie, um Sie davon zu überzeugen und von aller Sorge um mich zu befreien. Freilich konnte ich mich nicht nach Ihren Wünschen richten, um so weit zu gelangen. Glück wünschen in Ihrem Sinne werden Sie mir niemals. Aber in einem anderen Sinne dürfen Sie es schon heute. Ich weiß

¹¹ Georg Moskiewicz (1878 Breslau – 1918 Breslau), u. a. Studium bei Husserl in Göttingen; Psychiater und Philosoph in Breslau, regte dort Edith Steins erste Berührung mit Husserl – ihr Studium der »Logischen Untersuchungen« – an.

¹² Bd. XIV, 86–87.

nicht, ob Sie es aus früheren Äußerungen schon entnommen haben, daß ich mich mehr und mehr zu einem durchaus positiven Christentum durchgerungen habe. Das hat mich von dem Leben befreit, das mich niedergeworfen hatte und hat mir zugleich die Kraft gegeben, das Leben aufs neue und dankbar wieder aufzunehmen. Von einer »Wiedergeburt« kann ich also in einem tiefsten Sinne sprechen. Aber das neue Leben ist doch für mich so innig verknüpft mit den Erlebnissen des letzten Jahres, daß ich mich nie in irgend einer Form von Ihnen lossagen werde; Sie werden immer lebendigste Gegenwart für mich sein. Nur kann ich darin kein Unglück mehr sehen, im Gegenteil, Sie gehören mit zu meinem wertvollsten Besitz. Damit müssen aber auch Sie sich zufrieden geben; Sie dürfen nicht zu einer Episode stempeln, was für mich soviel mehr bedeutet, und Sie sollen nicht mir und sich selbst ein Phantom von »Glück« vorspiegeln, das keinerlei Realität für mich hat und mich eher schrecken als locken kann. Und wenn ich zu dieser Forderung noch eine Bitte aussprechen darf – bewahren Sie mir Ihre Freundschaft, sehen Sie es nicht als einen Eingriff in Ihre Freiheit an, wenn ich Ihre Angelegenheiten ganz als meine eigenen betrachte, und lassen Sie mich glauben, daß auch nichts, was für mich Bedeutung hat, Ihnen gleichgültig ist. [...]¹³

5. XI. 1918

Lieber Herr Ingarden,

wenigstens versuchen möchte ich es, Ihnen noch einmal ein paar Worte zu sagen, bevor die Verbindung zwischen uns ganz aufhört.¹⁴ [...] Aber wenn es auch oft quälend für mich war und weiter sein wird, daß vieles unausgesprochen und ungeklärt bleiben mußte, so habe ich doch im Grunde die feste Zuversicht, daß uns innerlich nichts trennen kann und daß wir uns immer verstehen werden, wenn wir wieder zusammen kommen. Das muß mir über diese Zeit hinweghelfen. Wenn noch eine Möglichkeit besteht, Nachricht zu geben, dann tun Sie es bald, nicht wahr? [...]¹⁵

¹³ Bd. XIV, 103–104.

¹⁴ Auf Grund des Kriegszustandes.

¹⁵ Bd. XIV, 109.

Breslau, 27. XII. 1918
Michaelisstr. 38

Lieber Herr Ingarden,

warum habe ich denn nicht einmal einen Gruß zu Weihnachten bekommen? Ich bin in großer Sorge, daß etwas nicht in Ordnung ist. Bitte, schreiben Sie doch wenigstens ein paar Worte! [...] ¹⁶

Breslau, 2. I. 1919

Lieber Herr Ingarden,

seit fast 4 Wochen habe ich keine Nachricht von Ihnen, und die letzte sagte, daß Sie krank sind. Ich bitte dringend um ein Lebenszeichen. Wenn sie wüßten, wieviel böse Geister gegenwärtig an meinen Nerven zupfen, würden Sie mir gewiß keine solche Geduldsprobe zumuten.

Herzlichst
Ihre Edith Stein ¹⁷

Breslau, 16. IX. 1919
Michaelisstr. 38

Lieber Herr Ingarden,

heute erhielt ich Ihren Brief vom 1. d. M., das erste Lebenszeichen seit vielen Monaten. Vor allem meine herzlichsten Wünsche für das neue Leben, das Sie begonnen haben. Die Tatsache kam mir insofern völlig überraschend, als Sie mir – entgegen Ihrer Annahme – nie ein Wort über Ihre Frau gesagt haben. Daß es aber einmal noch ein solches neues Leben für Sie geben würde, das habe ich eigentlich immer erwartet, und wenn es Ihnen das bringt, was ich für Sie erhoffe, so wird niemand froher darüber sein als ich. Meine Freundschaft für Sie bleibt natürlich unverändert. Was das andere angeht, das noch daneben bestanden hat, so wäre es mir lieb, wenn Sie es ganz in sich begraben könnten und auch die Briefe verbrennen wollten, die Sie etwa noch von mir besitzen. Ich spreche das nur als Wunsch aus. Wenn Sie glauben, daß eine solche Verschwiegenheit mit den Forderungen einer idealen Ehe nicht vereinbar ist, so kann und soll er Sie nicht binden. [...] Bestellen Sie Ihrer Frau die besten Grüße von Ihrem getreuen Kameraden (Sie haben mir übrigens nicht einmal erzählt, ob sie Philosophin ist) und nehmen Sie selbst herzliche Grüße

Ihre Edith Stein ¹⁸

¹⁶ Bd. XIV, 116.

¹⁷ Bd. XIV, 119.

¹⁸ Bd. XIV, 119.

Während dieses ganzen Jahres [1920] war ich in Breslau. Es brannte mir zwar dort der Boden unter den Füßen. Ich befand mich in einer inneren Krisis, die meinen Angehörigen verborgen war und die in unserm Hause nicht gelöst werden konnte. Doch ich hätte nicht fortgehen mögen, ehe Ernas Los entschieden war. Ihre Brautzeit war eine lang ausgedehnte Qual. [...] Mir ging es damals gesundheitlich recht schlecht, wohl infolge der seelischen Kämpfe, die ich ganz verborgen und ohne jede menschliche Hilfe durchmachte. Am Morgen der standesamtlichen Trauung, während die letzten schweren Möbel die Treppen hinaufgetragen wurden, lag ich mit heftigen Schmerzen in einem unserer Schlafzimmer auf der Chaiselongue und zuckte bei jedem Geräusch zusammen. Als Erna einmal heraufkam, sagte sie, sie könne das nicht mit ansehen und gab mir etwas Morphium.¹⁹

St. Magdalena [Speyer], 29. XI. 1925

Lieber Herr Ingarden,

es ist weekend und morgen der 1. Advent – da will ich mal einen großen Anlauf nehmen und mich von meinen ärgsten Schulden befreien. Also: Es ist mir längst klar, daß Sie ein Anrecht haben, über den fraglichen Punkt Aufschluß zu bekommen. Warum ich Ihnen den bisher nicht gegeben habe, weiß ich selbst nicht recht. Vielleicht habe ich damit gerechnet, daß Sie mal kämen u. daß es sich dann ergäbe. Vielleicht hat mich die erschreckliche Sachlichkeit Ihrer Briefe davon zurückgehalten, Persönliches zu berühren. Auf alle Fälle fiel es mir nie ein – wie ich schon neulich schrieb – daß Sie beunruhigt sein könnten. Es wäre so wenig am Platz wie nur möglich. Zunächst muß ich Ihnen sagen, daß die Freiburger Erinnerungen gerade um die Zeit, als ich die Nachricht von Ihrer Vermählung bekam, durch frische Eindrücke unwirksam gemacht waren, durch eine Geschichte, die in vielem eine unheimliche Analogie mit der Ihnen bekannten aufwies. Einzelheiten erlassen Sie mir wohl. Die Erfahrungen waren mindestens ebenso schmerzlich, aber meine inneren Widerstandskräfte waren gewachsen, so daß ich leichter hindurchkam und, wie ich glaube, gerade dadurch die innere Freiheit erlangt habe. Ich bin jetzt überzeugt, daß ich da stehe, wo ich hingehöre, und bin nur dankbar, daß ich auf diesen Weg geführt worden bin und gehe ihn mit freudigster Hingabe, ohne jede Spur von »Resignation«. Natürlich kann ich an Freiburg nicht mit Freude zurückdenken. Erinnern Sie sich, daß Sie mir damals sagten, ich sei »zu katholisch«? Ich verstand das damals nicht. Heute verstehe ich es und weiß, wie weit Sie recht hatten. Ich empfand in der Tat katholisch. Aber weil mir das katholische Dogma mit seinen praktischen Konsequenzen fremd war, konnte ich das nicht rechtfertigen, was ich empfand, und so verbanden sich der Kopf und die Sinne, um dem Herzen Gewalt anzutun. Was dabei herauskam, wissen Sie. Sie wissen wohl auch, daß ich damals

¹⁹ Bd. VII, 205–207.

eine Schuld nur bei mir gesucht habe, und heute liegt es mir erst recht fern, über jemand anderes zu Gericht zu sitzen. Von daher steht also nichts zwischen uns. Wenn es mir jetzt schwer fällt, an Sie zu schreiben – das tut es, ich muß mir allemal einen kräftigen Ruck geben – so hat das ganz andere Gründe. Es liegt zweifellos daran, daß Ihnen die Welt, in der ich jetzt lebe und an der mein ganzes Herz hängt, allem Anschein nach ganz fremd ist – ich weiß nicht, ob immer gewesen oder erst geworden. Ich will natürlich darum den Verkehr mit Ihnen keineswegs abbrechen. Aber wenn keine Notwendigkeit vorliegt zu schreiben und wenn ich von der täglichen Arbeit müde bin und die Wahl habe zwischen vielen Dingen, die noch zu tun sind – dann greife ich unwillkürlich zu etwas, was mir weniger schwerfällt. So kommen die langen Pausen. [...] ²⁰

St. Magdalena [Speyer], 13. XII. 1925

Lieber Herr Ingarden,

natürlich wollte ich Ihnen keineswegs wehe tun, aber ich dachte, ich müßte selbst auf diese Gefahr hin einmal ganz offen sein, um das ganze Verhältnis wieder auf eine gesunde Basis zu stellen, und wenn ich Sie recht verstehe, geben Sie mir darin ganz recht. Ich glaube, jetzt macht mir auch das Schreiben weniger Schwierigkeiten. Im übrigen ist es nicht so sehr die Verschiedenheit der »Anschauung«, die mich störte, sondern eine gewisse Animosität, die mir aus jenen Briefen zu klingen schien. So wenig Katholizismus eine »Gefühlsreligion« ist, so sehr es sich gerade hier um die Frage der Wahrheit handelt, so sehr ist er doch auch Lebens- und Herzenssache. Und wenn Christus der Mittelpunkt meines Lebens ist und die Kirche Christi meine Heimat, wie soll es mir dann nicht schwer fallen, Briefe zu schreiben, in denen ich sorgfältig darauf achten muß, daß ja nichts von dem hineinfließt, wovon mein Herz voll ist, damit ich keine feindseligen Gefühle erwecke gegen das, was mir lieb und heilig ist? Solche Briefe muß ich beständig nach Hause schreiben und so muß ich leben, wenn ich zu Hause bin, und das ist der härteste Druck, der auf mir lastet. Wo ich mich zwanglos geben kann, da ist auch Verschiedenheit der Ansichten kein Hemmnis des Verkehrs, wenn man sich auch selbstverständlich am wohlsten mit denen fühlt, die auf dem gleichen Boden stehen. – Zu der anderen Frage: Natürlich wollte ich keineswegs in Abrede stellen, daß zwischen uns – von allem anderen ganz abgesehen – eine wirkliche Freundschaft bestanden hat und daß ich die als etwas Wertvolles ansehe. Aber wenn ich auf jene Zeit zurückblicke, dann steht immer im Vordergrund die trostlose innere Verfassung, in der ich mich befand, diese unsagbare Verwirrung und Dunkelheit. (Ich weiß nicht, ob Sie da überhaupt so recht hineingesehen haben. Und verantwortlich dafür war wirklich nur zum geringsten Teil, was ich in Freiburg erlebte. Es war eine lange vorbe-

²⁰ Bd. XIV, 166–167.

reitete Krisis). Mir ist dann etwa so wie einem, der in Gefahr war zu ertrinken, u. dem lange nachher im hellen, warmen Zimmer, wo er ganz geborgen ist und rings umgeben von Liebe und Fürsorge und hilfreichen Händen, auf einmal das Bild des dunklen, kalten Wellengrabes vor der Seele steht. Was soll man dann anderes fühlen als Schauer und dazu eine grenzenlose Dankbarkeit gegen den starken Arm, der einen wunderbar ergriffen und ans sichere Land getragen hat? – Über die Schuldfrage möchte ich nicht weiter sprechen; überhaupt über das Ganze nicht. Ich wollte nur, daß Sie Bescheid wissen und sich keine unnützen Sorgen machen. [...]²¹

St. Magdalena [Speyer], 8. XI. 1927

Lieber Herr Ingarden,

das erste bißchen Zeit, das ich dafür erübrigen kann, benutze ich, um Ihnen zu schreiben. [...] Sie wollen wissen, welchen Eindruck ich von unserer Zusammenkunft hatte: ich glaube, daß sie so günstig verlaufen ist, wie man es nur erhoffen konnte. Wenn man nach 10 J. Unterbrechung und nach einem Leben in so verschiedenen Verhältnissen frei und offen miteinander sprechen kann, so ist das schon genug. Ich hatte es freilich nicht anders erwartet. Ich glaube sogar, daß wir uns besser verstanden haben als einst in Freiburg. Denn es scheint mir, als wären damals beide zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, um den richtigen Blick für einander zu haben. Daß religiös etwas mehr Anknüpfungspunkte da waren, als Ihre Briefe erwarten ließen, hat mich natürlich sehr [fehlendes Stück] [...] Es ist eine unendliche Welt, die sich ganz neu auftut, wenn man einmal anfängt, statt nach außen nach innen zu leben. Alle Realitäten, mit denen man vorher zu tun hatte, werden transparent, und die eigentlich tragenden und bewegenden Kräfte werden spürbar. Wie belanglos erscheinen die Konflikte, mit denen man vorher zu tun hatte! [...]²²

²¹ Bd. XIV, 168.

²² Bd. XIV, 187.

Breslau X, Michaelisstr. 38, 29. XII. 1929

Lieber Ingarden,

Ihren lieben Brief bekam ich noch nach Speyer, aber es war keine Zeit mehr zu antworten. Das Weihnachtsfest habe ich in Würzburg mit 2 Speyerer Dominikanerinnen gefeiert, die dort studieren, und seit vorgestern bin ich hier. Jetzt möchte ich Ihnen gern zum Neujahrstag durch den gewünschten langen Brief eine kleine Freude machen. Hoffentlich wird sie Ihnen nicht dadurch getrübt, daß ich trotz Ihrer Bitte weiter an »Sie« schreibe. Sie werden nicht den Verdacht haben, daß ich es aus »moralischen« Gründen tue. Ich hätte gern die kleine Bitte gewährt. Aber es wäre unwahrhaftig, weil nicht meinem Empfinden entsprechend, und so etwas möchten Sie ja selbst nicht. Vielleicht ist das polnische Sprachgefühl anders als das deutsche. Für mich hängt an der vertraulichen Anrede etwas von Familienwärme, wie sie in mein Leben nicht mehr paßt. Sie müssen immer denken, daß um mich herum unsichtbare Zellenwände sind. Die Liebe, die nicht von dieser Welt ist, geht durch diese wie durch alle materiellen Wände hindurch, sie kennt keine Grenzen von Zeit und Raum, aber anderes wird dadurch ferngehalten. Wenn Ihnen das weh tut, ist es mir leid, aber ich kann es nicht ändern. Es geht Ihnen dann nur so wie meinen Lieben hier. Ich habe den herzlichen Wunsch, ihnen alles zu Liebe zu tun und benehme mich natürlich so, wie sie es von einer guten Tochter, Schwester und Tante erwarten können, aber sie spüren das andere doch.

Von Husserl habe ich seit seinem Geburtstag kein Wort mehr gehört, von Koyré auch nicht, von Hering einmal eine Karte, von Conrads vielleicht 2 kurze Nachrichten. Das Kant-Buch von Heidegger habe ich noch nicht gelesen, Husserls Logik nur von außen. Sie sehen, ich bin eine schlechte Quelle für Nachrichten. Das Buch von Cohn habe ich erst recht nicht gelesen. Zu so etwas komme ich ja schon gar nicht. Daß mein Thomas fertig ist, aber durch seinen Umfang die Verleger schreckt, schrieb ich wohl schon. Für mich scheint es jetzt das Nötigste, den richtigen Schulthomismus kennen zu lernen, der doch für sich in Anspruch nimmt, das eigentliche System des hl. Thomas erst aufgebaut und tatsächlich aufgebaut zu haben. Es kommen da wohl zunächst die Arbeiten der französischen Dominikaner in Betracht. Das wird aber bei mir auch nur sehr tropfenweise gehen. Alle guten Wünsche zum neuen Jahr für die ganze Familie

Ihre Edith Stein²³

Ansichtskarte: Kloster St. Magdalena, Speyer a. Rh.

Polen! Herrn Dr. R. Ingarden, Jablonowskich 4, Lemberg (Lwów)

²³ Bd. XIV, 203–204.

19. V. 1930

L.I.,

damit Sie sich nicht beunruhigen: ich stecke eben so tief in Korrekturen, daß es mir noch nicht möglich war, Ihr Ms. postfertig zu machen. Sobald es geht, schicke ich es ab.

Herzl. Gruß
E. St.²⁴

3. Akademisches Leben und Beruf

Freiburg, 3. II. 1917
Goethestr. 63

Lieber Herr Ingarden,

[...] Über die Art meiner Arbeit an den Ideen [Husserls] sind Sie sich wohl doch noch nicht ganz klar: vorläufig suche ich nur, aus den Materialien den gesamten Gedankengang (der mir ziemlich klar vor Augen steht, aber nirgends fixiert oder gar durchgeführt ist) in einer einheitlichen Ausarbeitung festzulegen. Das soll die Basis für die Arbeit des Meisters sein, und das möchte ich gern beenden, weil ich glaube, daß er sich durch die Materialien selbst nie hindurch finden und immer in Einzelheiten steckenbleiben würde. Nur für den schlimmsten Fall, daß er gar nicht an die Überarbeitung heranginge, hatte ich es ins Auge gefaßt, es selbst zu tun. Natürlich bin ich dann auf jahrelange Arbeit gefaßt. [...]²⁵

Breslau, 20. III. 1917

Lieber Herr Ingarden,

[...] Getan habe ich hier fast nichts. Ich habe durchgesehen, was ich von der 6. Unt. [Untersuchung] [Husserls] mit hatte und es mir so zurechtgelegt, daß ich es leicht habe, wenn ich sie einmal ernstlich vornehme. Es stehen recht schöne neue Sachen drin, aber vom Abschluß scheint sie mir noch weiter entfernt als die Ideen [Husserls]. Was nach meiner Rückkehr geschieht, weiß ich noch nicht. Ich wünsche mir brennend, mit dem Meister meine bisherige Ausarbeitung durchzusprechen, ehe ich etwas anderes vornehme. Denn ich habe gar keine Lust, neue Stöße von Papier aufzuhäufen, die er nicht anguckt. [...]²⁶

²⁴ Bd. XIV, 211.

²⁵ Bd. XIV, 36.

²⁶ Bd. XIV, 47.

Freiburg, 6. VII. 1917

Lieber Herr Ingarden,

[...] Ich habe in der letzten Zeit immer neue Stöße von Manuskripten [Husserls] geordnet und bin eben jetzt auf das Konvolut Zeitbewußtsein gestoßen. Wie wichtig die Sachen sind, wissen Sie ja am besten. [...] Der äußere Zustand ist ziemlich traurig: Notizenzettel von 1903 an. [...]²⁷

Breslau, 19. II. 1918

Michaelisstr. 38

Lieber Herr Ingarden,

[...] Als der Meister mich neulich mit einer ganzen Reihe von Anweisungen für die Behandlung seiner Manuskripte beglückte (in aller Freundlichkeit, aber ich kann nun mal dergleichen nicht vertragen), habe ich ihm auseinandergesetzt (natürlich auch in aller Freundlichkeit), daß die Ordnung 1.) prinzipiell unmöglich ist, 2.) soweit überhaupt, nur von ihm für ihn hergestellt werden könnte und daß 3.) ich speziell dafür ungeeignet wäre und die Beschäftigung damit nur noch aushalten könnte, wenn ich daneben etwas selbständig arbeite. Ich bin neugierig, was er darauf sagen wird. Ich habe ihm angeboten, weiter in Freiburg zu bleiben und ihm bei der Redaktion des Jahrbuchs u. dergl. zu helfen, nur nicht als seine Assistentin für Arbeiten, deren Sinn mir nicht einleuchtet. Im Grunde ist es der Gedanke, jemandem zur Verfügung zu stehen, den ich nicht vertragen kann. Ich kann mich in den Dienst einer Sache stellen, und ich kann einem Menschen allerhand zu Liebe tun, aber im Dienst eines Menschen stehen, kurz gesagt: gehorchen, das kann ich nicht. Und wenn Husserl sich nicht wieder daran gewöhnt, mich als Mitarbeiterin an der Sache zu behandeln – wie ich unser Verhältnis immer angesehen habe und er in der Theorie auch – so werden wir uns eben trennen müssen. Es täte mir leid, weil ich glaube, daß dann noch weniger Hoffnung auf ein Zusammenhalten zwischen ihm und der »Jugend« wäre. [...]²⁸

²⁷ Bd. XIV, 59.

²⁸ Bd. XIV, 69.

28. II. 1918

Lieber Herr Ingarden,

[...] Der Meister hat meinen Rücktritt in Gnaden genehmigt. Sehr freundlich – wenn auch nicht ohne einen etwas vorwurfsvollen Unterton – hat er geschrieben. Ich bin also jetzt frei, und ich denke, es ist gut so, wenn ich augenblicklich auch nicht gerade froh bin. [Übrigens: die Lust zu Publikationen kann einem wirklich vergehen. Heute erzählte mir eine Bekannte, die Scheler in München gesprochen hat, er hätte mir nicht für die Zusage meiner Arbeit gedankt, weil er fände, ich hätte seine geschichtsphilosophischen Vorlesungen darin verwendet, ohne sie zu zitieren. Haben sie davon was gemerkt? Die persönliche Kränkung ist mir übrigens Nebensache. Aber wie kann man auf eine Zusammenarbeit mit solchen Leuten hoffen?]²⁹

6. X. 1918

Lieber Herr Ingarden,

[...] Husserl hat mich bei unserer ersten Unterredung schwer geärgert durch allerhand Bedenken gegen die Herausgabe von Reinachs Arbeiten. Zu mir ist er aber sehr lieb; er versichert, dies letzte Semester sollte ganz mir gehören und ich müßte noch viel von ihm haben. Übrigens ist mir das alles jetzt natürlich furchtbar gleichgültig. Ich zwingen mich nur zu arbeiten, weil ich vorläufig nichts Besseres zu tun weiß. Das beste Mittel, sich mit dieser erbärmlichen Welt abzufinden, wäre ja, sich von ihr zu verabschieden. Ich habe nur die Überzeugung, daß man es sich nicht so leicht machen darf. Ich denke jetzt manchmal, wenn gewisse Zukunftsmöglichkeiten mir ganz unerträglich scheinen wollen, an das Leben der polnischen Patrioten in den letzten 150 Jahren. Den Glauben an sein Volk hindurchretten durch alle Wechselfälle, das ist wohl mehr als der römische Tugendstolz, der die Erniedrigung nicht überleben kann. Das Umlernenmüssen kommt nur zu plötzlich und ist hart.³⁰

²⁹ Bd. XIV, 70–71.

³⁰ Bd. XIV, 102.

Breslau, 27. XII. 1918
Michaelisstr. 38

Lieber Herr Ingarden,

[...] Die Politik habe ich satt bis zum Ekel. Es fehlt mir das übliche Handwerkszeug dazu völlig: ein robustes Gewissen und ein dickes Fell. Immerhin werde ich bis zu den Wahlen aushalten müssen, weil es zuviel notwendige Arbeit gibt. Aber ich fühle mich gänzlich entwurzelt und heimatlos unter den Menschen, mit denen ich zu tun habe. Wenn ich mich von all dem Wust freimachen kann, dann will ich versuchen, eine Habilitationsschrift zu machen. In dem »neuen Deutschland« – »falls es ist« – wird ja die Habilitation keine prinzipielle Schwierigkeit mehr machen. [...]³¹

Breslau, 16. IX. 1919
Michaelisstr. 38

Lieber Herr Ingarden,

[...] Nun eine gedrängte Übersicht über den Stand der Phänomenologie und das Ergehen der Phänomenologen. Die Festschrift ist zu Husserls Geburtstag nur im Manuskript überreicht worden, und es wird wohl noch einige Monate dauern, bis sie gedruckt wird. Es wäre sehr schön, wenn Ihr Beitrag doch noch hineinkäme. [...]

Dem Meister geht es sehr gut, er hat jetzt eine glänzende Lehrtätigkeit, mehrere 100 Hörer im Kolleg und große Seminare. Nur mit wissenschaftlicher Arbeit ist wohl nicht viel los, da er dies Jahr Dekan ist (stellen Sie sich das vor!) und durch die Zwischensemester noch doppelt viel zu tun hat. Lipps³² hat im Sommer sein medizinisches Staatsexamen gemacht und möchte sich jetzt gern als Philosoph in Freiburg habilitieren. Husserl hat nichts dagegen, plagt ihn aber vorläufig noch mit allerhand Aufgaben, die er vorher lösen soll, z.B. eine Kritik von Linke. [...] Mein Beitrag zur Festschrift hat sich indessen um eine 2. Abhandlung über »Individuum und Gemeinschaft« vermehrt (Niederschlag der politischen Betätigung, die mich mehrere Monate ganz verschlungen hatte); beide zusammen sollen mir jetzt unter dem Titel »Beiträge zur philosophischen Begründung der Psychologie und Geisteswissenschaften« als Habilitationsschrift dienen. Ob aus der Habilitation etwas wird, ist allerdings noch sehr die Frage. Husserl hat es a limine abgelehnt, es in Freiburg durchzusetzen bzw. durchsetzen zu können. Auf Frau Reinachs Drängen habe ich im letzten

³¹ Bd. XIV, 117.

³² Hans Lipps (1882 Pirna – 1941 in Rußland gefallen) studierte Medizin und Philosophie, war in Göttingen ebenfalls Schüler von Husserl und mit Edith Stein eng befreundet. Seit 1936 Professor für Philosophie in Frankfurt a. M.

Semester in Göttingen unterhandelt und habe auch die Absicht, im nächsten Monat dort einzureichen. Der Erfolg ist aber noch sehr zweifelhaft, da die Stimmung in der Fakultät sehr gespalten und vor allem kein zuverlässiger Fachmann da ist. Außerdem habe ich noch Kiel in Erwägung gezogen, weil kürzlich ein Bekannter von mir, der bisher der Breslauer protestantisch-theologischen Fakultät angehörte, als Nachfolger Deussens dahin berufen wurde. Morgen werde ich ihn das erstmal seit meiner Rückkehr aus Göttingen sprechen und dabei hören, ob er glaubt, daß dort eher etwas zu erreichen wäre als in Göttingen. [...]³³

Göttingen, 8. 11. 1919

Lieber Herr Kaufmann,

herzlichen Dank für Ihren Brief. Eigentlich wollte ich Ihnen schon lange schreiben, daß das Unmögliche, nach Ihrer Überzeugung, möglich geworden ist. Ich habe schon seit 10 Tagen die Ablehnung schwarz auf weiß in der Tasche oder vielmehr in unserem Archiv als abschließendes Dokument. Die Sache ist gar nicht vor die Fakultät gekommen, sondern in aller Stille erledigt worden. Als offiziell erscheinen sollender Bescheid erhielt ich einen Brief des Abteilungsvorstehers Hermann, da eine Vorkommission beschlossen hätte, die Arbeit gar nicht zu prüfen, da die Habilitation von Damen noch immer Schwierigkeiten mache. Mündlich sagte er mir tags darauf, offenbar indessen über das Unvorschriftsmäßige dieses Verhaltens aufgeklärt, es hätte Gefahr bestanden, daß die Arbeit zurückgewiesen würde, weil Müller festgestellt hätte, daß sie »die Psychologie, wie sie hier betrieben würde, ganz aus dem Sattel heben wollte« (übrigens ein kleiner Irrtum), und das hätte man mir ersparen wollen. Als spiritus rector erscheint mir bei allem doch Misch; er hat sich auf jede Weise der Zwickmühle entziehen wollen, durch sein Urteil entweder Müller oder Husserl vor den Kopf zu stoßen. Dies dürfen Sie Husserl erzählen, und fügen Sie hinzu, daß ich nicht gebrochen bin. Zuwider ist mir nur, daß ich nun nachdenken muß, was ich weiter tun soll. Eine leise Aussicht ist in Kiel. [...]³⁴

³³ Bd. IX, 119–121.

³⁴ Selbstbildnis in Briefen. Erster Teil 1916–1934. In: Edith Steins Werke. Bd. VIII. Freiburg 1976, 41–42. Fritz Kaufmann (1891 Leipzig – 1958 Zürich), Privatdozent in Freiburg i. Br., nach 1933 erst in England, dann Professor der Philosophie an der Buffalo University, USA. Er gehörte zu den Schülern von Edmund Husserl, war ein Studien- und Jugendfreund von Edith Stein in Göttingen und Freiburg.

Göttingen, 11. XI. 1919

Lieber Herr Ingarden,

[...] Indessen ist meine Arbeit in Göttingen vorschriftsmäßig eingereicht und sehr unvorschriftsmäßig ohne Prüfung abgewiesen worden. Die ganze Komödie kann ich Ihnen nicht schildern, ich will sie Ihnen erzählen, wenn wir uns mal wieder sprechen. Die Aussichten in Kiel sind noch nicht ganz geschwunden. Heinrich Scholz möchte mich sehr dorthin haben, aber er fand 3 eingereichte Arbeiten vor, als er nach Kiel kam, und muß sie erst prüfen, ehe er entscheiden kann, ob für mich ein Platz frei bleibt. Und das soll noch bis zum Frühjahr dauern. Ich fahre von hier aus nach Hamburg zu meiner ältesten Schwester und werde bei der Gelegenheit sehen, ob dort eine Möglichkeit ist. Viel Hoffnung habe ich nicht, denn die Philosophie ist dort durch 2 jüdische Ordinarien vertreten (Stern und Cassirer) und bei dem ungeheuren Antisemitismus, der jetzt allgemein herrscht, möchte ich Stern nicht darum bitten, nun auch noch mich vorzuschlagen. Wenn er es mir von selbst anbieten wollte, würde ich natürlich nicht nein sagen. Ich kenne ihn ja persönlich sehr gut und werde ihn jedenfalls aufsuchen. Damit ist aber auch alles erschöpft, was ich an »Beziehungen« aufbringen kann. Und das ist ja das einzig Maßgebende, sachliche Gesichtspunkte sind völlig Nebensache. Daß ich lieber auf die Habilitation verzichte, als Husserl noch einmal darum angehe, können Sie sich wohl denken. [...]³⁵

Breslau, 25. I. 1920

Lieber Herr Kaufmann,

heute habe ich Ihren Brief bekommen und bin nicht schlecht erschrocken – einmal darüber, daß ich Sie ohne mein Wissen und Wollen so gekränkt habe, und dann über dieses grauenhafte Bild, das Sie da von mir entwerfen. Glauben Sie nicht, daß ich nun meinerseits die Empfindliche spielen will. Ich nehme an, daß Sie in einer depressiven Stimmung aus meinem Brief allerhand herausgelesen haben, was weder auf noch zwischen den Zeilen stand, und hoffe stark, daß Sie selbst inzwischen schon Korrektur an Ihrem Eindruck geübt haben. [...]

Ich habe weder ein »Verdikt« über Husserl gefällt noch Ihnen gegenüber eine gönnerhafte Einstellung gehabt. Was das erste betrifft, so habe ich Ihren Standpunkt durchaus gebilligt (ich habe das vielleicht nicht eigens hervorgehoben), ich meinte nur, daß ich nicht in der Verfassung war, mich für das Positive auf dieser Seite zu erwärmen, wo mir noch Worte in den Ohren klangen wie die: »Werturteile dürfen Sie nicht fällen. Das ha-

³⁵ Bd. IX, 122.

ben Sie verwirkt!« Das zu unserm Hans Lipps! Und niemand im Husserlschen Hause hat ihm mehr die Hand gegeben.

Lieber Herr Kaufmann, ich werde nie aufhören – wie ich Ihnen schon vor ein paar Monaten schrieb –, den Philosophen Husserl grenzenlos zu verehren und jede menschliche Schwäche als sein Schicksal zu begreifen. Und ich würde mir ganz lächerlich vorkommen, wenn ich es mir als Verdienst anrechnen wollte, daß ich dem Leben etwas näher stehe als er. Aber daß für den rein menschlichen Verkehr sich hier eine unübersteigbare Scheidewand auftut und daß mir dies jetzt stärker als je fühlbar geworden ist, das müssen Sie doch verstehen. Ich kann es mir tatsächlich noch heute nicht vorstellen, wie ich ihm noch einmal persönlich gegenüberzutreten soll. [...]

Ich möchte jetzt nur noch etwas über die Punkte sagen, in denen ich mir bei ernstlicher Selbstprüfung etwas vorzuwerfen habe.

Erstens ist es ein alter Fehler von mir, daß ich – sachlich wie persönlich – Kritik zu üben pflege, ohne mir lange zu überlegen, ob ich denn ein Recht dazu hätte. Ich habe mir schon manchmal nachträglich gedacht, daß die Leute (freilich nicht gerade meine nächsten Freunde) mich leicht für größenwahnsinnig halten könnten.

Zweitens muß ich Ihnen zugeben – was ich mir freilich eigentlich nicht als Schuld anrechnen kann –, daß ich Lipps wohl etwas lieber habe als Sie und mich darum so stark mit ihm identifiziert habe, daß ich Ihnen danken konnte, weil Sie sich »auch« für ihn bemühen (das »auch« kam übrigens wohl daher, daß ich gerade von den Bemühungen des kleinen Emmerich gehört hatte und von Frau Reinachs Anteil usw. – also rein kollegierend und ohne jede Gradabstufung). Das hat ja aber weder mit menschlicher noch gar mit wissenschaftlicher Bewertung etwas zu tun. Und böse können Sie mir doch darum nicht sein, nicht wahr?

Drittens müssen Sie bedenken, daß ich mindestens drei Wochen in völliger Ungewißheit gelebt hatte. Ein paar Andeutungen von Lipps, die meiner Phantasie weitesten Spielraum ließen, sonst nichts. Ich wollte mehrmals an Sie schreiben, um Sie um Aufklärung zu bitten. Aber ich wußte ja nicht, ob die Nachricht nicht als vertraulich zu betrachten sei, und wollte darum mit niemandem davon sprechen. Unmittelbar vor Ihrem Bericht bekam ich nun den von Frau Reinach und fühlte mich durch ihre Zuversicht, daß Lipps über die Katastrophe hinwegkommen würde, so erleichtert, daß ich die äußeren Dinge mit einem gewissen Übermut behandelt habe, der Ihnen natürlich nicht verständlich sein konnte. Und man sollte ja doch immer bedenken, an wen man schreibt und wie es wirken muß. Zur Entschuldigung kann ich nur anführen, daß jetzt gar soviel Sachen auf mir lasten, von denen immer eine die andere drängt, so daß keine sich richtig auswirken kann.

Ich wäre sehr traurig, wenn es sich um mehr als eine vorübergehende Stimmung bei Ihnen handelte. Für alle Fälle möchte ich Ihnen noch sagen, daß es mir sehr lieb ist, daß Sie mir gleich alles gesagt haben. Ich weiß aus eigener Erfahrung – denn ich bin mit Depressionen sehr viel besser vertraut, als Sie vielleicht ahnen –, wie es tut, wenn man so etwas anstehen

läßt und sich in der Stille damit abquält, wobei es immer ungeheuerlichere Dimensionen annimmt.

Leben Sie herzlich wohl und schreiben Sie bald wieder Ihrer alten »Gönnerin«

Edith Stein³⁶

Breslau, 15. III. 1920
Michaelisstr. 38

Lieber Herr Ingarden,

[...] Aus meiner Habilitation in Kiel wird ebenso wenig etwas wie in Göttingen. Ich richte mich darauf ein, dauernd in Breslau zu bleiben. Wenn die politischen Verhältnisse so geklärt sein werden, daß es einem nicht mehr lächerlich vorkommt, sich für den nächsten Tag etwas vorzunehmen, werde ich vielleicht Anstalten machen, eine private Akademie um mich zu sammeln. Sie sehen, daß ich durch Mißerfolge nicht bescheidener werde.³⁷

Breslau, 31. V. 1920

Lieber Herr Kaufmann,

[...] An einen neuen Habilitationsversuch denke ich nicht. Der Runderlaß an die Universitäten wegen weiblicher Habilitation geht zwar auf meinen Antrag zurück, ich verspreche mir aber praktisch nichts davon. Das war nur ein Nasenstüber für die Göttinger Herrn. [...] ³⁸

4. Umkehr. Auf dem Weg zum Karmel

[Breslau] 15. X. 1921

Lieber Herr Ingarden,

[...] Ernstlich gesprochen: Sie haben nicht ganz unrecht mit meiner Weltfremdheit, aber ich glaube, in ganz anderem Sinne, als Sie es meinten. Ich stehe jetzt vor dem Übertritt in die katholische Kirche. Was mich dazu geführt hat, darüber habe ich Ihnen nichts geschrieben. Und all das läßt sich auch schwer sagen und schreiben gar nicht. Jedenfalls habe ich in den letzten Jahren sehr viel mehr gelebt als philosophiert. Meine Arbeiten sind im-

³⁶ Selbstbildnis in Briefen. Zweiter Teil 1934–1942. In: Edith Steins Werke. Bd. IX. Freiburg 1977, 182–184.

³⁷ Bd. XIV, 124–125.

³⁸ Bd. VIII, 48.

mer nur Niederschläge dessen, was mich im Leben beschäftigt hat, weil ich nun mal so konstruiert bin, daß ich reflektieren muß. – Eben jetzt habe ich sehr schwere Tage. Für meine Mutter ist der Übertritt das Schlimmste, was ich ihr antun kann, und mir ist es schrecklich zu sehen, wie sie sich damit quält und ich ihr nichts erleichtern kann. Denn es gibt hier eine absolute Grenze des Verständnisses. [...] Was ich über Freiburg schrieb, haben Sie falsch verstanden. Es war nicht gegen Husserl gemeint. Das wissen Sie doch wohl noch, daß ich mit grenzenloser Verehrung und Dankbarkeit zu ihm aufsehe – trotz allem, was ich Ihnen nicht näher zu erläutern brauche. Ich meinte die unerquicklichen Verhältnisse, die sich um ihn entwickelt haben. Ich kenne sie nur vom Hörensagen, sie werden mir aber von den verschiedensten Seiten übereinstimmend geschildert. Heidegger³⁹ genießt Husserls absolutes Vertrauen und benutzt es, um die Studentenschaft, auf die er stärkeren Einfluß hat als Husserl selbst, in einer Richtung zu führen, die von Husserl ziemlich weit abliegt. Außer dem guten Meister weiß das jedermann. Wir haben schon viel beraten, was man dagegen tun könnte. Koyré (der auch kürzlich in Freiburg war) schlug vor, daß wir »älteren Leute« mal alle zusammen möglichst auf ein paar Wochen im Semester hingehen sollten, um eine Auseinandersetzung mit der »neuen Richtung« herbeizuführen. Conrads möchten es auch sehr gern, sie können nur so schlecht fort von der Plantage, und ein längerer Aufenthalt in Freiburg ist ja auch finanziell schwer zu bewerkstelligen.⁴⁰

Hof, 1. VIII. 1922
3 h früh

Lieber Herr Ingarden,

[...] Was Sie über das Manko der phänomenologischen Methode schreiben, dem kann ich ziemlich zustimmen. Ähnliches fällt mir auf, wenn ich jetzt gelegentlich mit scholastisch erzogenen Leuten zusammen komme. Dort ist der präzise, durchgebildete Begriffsapparat, der uns fehlt. Dafür fehlt freilich meist die unmittelbare Berührung mit den Sachen, die uns Lebensluft ist, der Begriffsapparat sperrt einen so leicht gegen die Aufnahme von Neuem ab. –

³⁹ Martin Heidegger (1889 Meßkirch – 1976 Freiburg i. Br.), Assistent bei Husserl in Freiburg. 1927 erschien sein Hauptwerk »Sein und Zeit«, in dem er die Phänomenologie weiterentwickelt und durch das er Weltruf erlangte; 1928 Husserls Nachfolger in Freiburg. Im Januar 1931 besuchte ihn Edith Stein, um seine Unterstützung bei ihrem zweiten Habilitationsversuch zu gewinnen. Heidegger riet ab, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. – Edith Stein setzt sich mit Heideggers Denken auseinander (vgl. Edith Steins Werke, Bd. VI, 69–135).

⁴⁰ Bd. XIV, 142–143.

Ich war jetzt 6 Wochen in Breslau. Meine Mutter hatte seit meinem Übertritt geglaubt, ich wäre in ihrem Hause für alle Zeiten unmöglich. Jetzt habe ich ihr gezeigt, daß es doch geht, und sie wünscht sehr, mich wieder dauernd bei sich zu haben. [...] ⁴¹

Pax!

Dorsten, am 2. Weihnachtstage 1932

Liebe Anneliese,

aus klösterlicher Einsamkeit (bei westfälischen Ursulinen, bei denen ich Weihnachten feiern durfte) erwidere ich Deine guten Wünsche herzlich. Vor allem möchte ich Deine Frage beantworten. Es gibt eine Berufung zum Leiden mit Christus und dadurch zum Mitwirken mit seinem Erlösungswerk. Wenn wir mit dem Herrn verbunden sind, so sind wir Glieder am mystischen Leib Christi; Christus lebt in seinen Gliedern fort und leidet in ihnen fort; und das in Vereinigung mit dem Herrn ertragene Leiden ist Sein Leiden, eingestellt in das große Erlösungswerk und darin fruchtbar. Es ist ein Grundgedanke alles Ordenslebens, vor allem aber des Karmellebens, durch freiwilliges und freudiges Leiden für die Sünder einzutreten und an der Erlösung der Menschheit mitzuarbeiten. ⁴²

Pax!

Breslau, 13. IX. 1933

Liebe Schwester Callista,

[...] Die ersten 2 1/2 Wochen hier waren sehr friedlich, bis meine Mutter nach meinen Absichten fragte. D.h. friedlich ist es auch jetzt; es ist auf die erste Unterredung über dieses Thema keine zweite gefolgt. Aber ich weiß doch, daß meine Mutter sich nur einigermaßen beruhigt hat, weil sie im stillen hofft, daß ich es doch nicht fertigbringen werde, das Schrecklichste zu tun, was sie sich denken kann. [...] ⁴³

⁴¹ Bd. XIV, 149–150.

⁴² Bd. VIII, 125. Anneliese Lichtenberger (1912 Schwarzenacker bei Saarbrücken – 1935 Ludwigshafen), Schülerin von Edith Stein an der Lehrerinnenbildungsanstalt der Dominikanerinnen St. Magdalena, Speyer.

⁴³ Bd. VIII, 150. Elisabeth Kopf (Sr. M. Callista OP, 1903 Speyer a. Rh. – 1970 Dannenfels), Germanistiklehrerin an der Mädchenrealschule St. Magdalena; später Priorin des Klosters St. Magdalena, Speyer.

Kassel, 13. X. 1933

L.I.,

lange haben wir nichts voneinander gehört. Ich war die letzten beiden Monate bei meiner Mutter und bin jetzt auf dem Wege nach Köln, um morgen dort ins Kloster der Karmeliterinnen einzutreten. Es ist ein alter Plan, der durch die Zeitverhältnisse zur Reife gekommen ist. Ihnen und Ihren Lieben allen gute Wünsche und herzliche Grüße

Ihre E. St.⁴⁴

J.M.J.T.

Pax Christi!

Köln-Lindenthal, 17. X. 1933

Meine liebe Gertrud von le Fort,

eben habe ich in meiner stillen Zelle Ihr schönes Marienlob gelesen. Es ist im Karmel ganz am rechten Ort. Ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Noch mehr danke ich Ihnen für die liebevolle Bereitschaft, meiner lieben Mutter etwas Trost zu bringen. Wenn Sie sie persönlich aufsuchen könnten, zweifle ich nicht daran, daß Sie schnell Fühlung mit ihr hätten. Schriftlich anzuknüpfen wird eine schwere Aufgabe sein. Wenn Sie es versuchen wollten, wäre ich Ihnen natürlich herzlich dankbar und will Ihnen dafür einige Angaben machen.

Ich habe meiner Mutter nie von Ihnen gesprochen. Ich konnte ihr keine Ihrer Dichtungen in die Hand geben, weil sie alles ablehnt, was über ihren jüdischen Glauben hinausgeht. Darum war es ja auch jetzt nicht möglich, ihr irgend etwas zu sagen, was ihr meinen Schritt ein wenig verständlich machen konnte. Ganz besonders lehnt sie Konversionen ab. Jeder soll in dem Glauben leben und sterben, in dem er geboren ist. Von Katholizismus und Klosterleben hat sie schauerhafte Vorstellungen. Es ist im Augenblick schwer zu sagen, worunter sie am meisten leidet: unter der Trennung von ihrem jüngsten Kind, an dem sie immer mit besonderer Liebe gehangen hat, unter dem Grauen vor der völlig fremden und unzugänglichen Welt, in die es ihr entschwunden ist, oder unter der Gewissensnot, daß sie selbst schuld sei, weil sie mich nicht streng genug im Judentum erzogen hat. Als Anknüpfungspunkte für Sie sehe ich nur die ganz starke und echte Gottesliebe, die meine Mutter hat, und die durch nichts zu erschütternde Liebe zu mir. Ich möchte es Ihnen nun ganz anheimstellen, ob Sie sich an diese schwere Aufgabe heranwagen wollen. [...] ⁴⁵

⁴⁴ Bd. XIV, 234–235.⁴⁵ Bd. VIII, 154. Gertrud Freiin von le Fort (1876 Minden – 1971 Oberstdorf im Allgäu) stammte aus einer protestantischen, italienisch-französischen Adelsfamilie, war 1926 um einer Vereinigung der getrennten christlichen Bekenntnisse willen zum Katholizismus

J.M.J.T.
Pax Christi!

Köln-Lindenthal, 26. 1. 1934

Hochverehrte, liebe Würdige Mutter,

[...] Lichtmeß ist mein Firmungstag und hat für mich darum noch eine besondere Bedeutung. Ich freue mich, wenn Sie dabei besonders an mich denken. Ich bitte aber auch für die folgenden Wochen sehr um Gebet, denn ich weiß, daß ich das heilige Kleid noch mit harten Prüfungen erkaufen muß. Sie haben schon damit eingesetzt, daß meine Mutter sich noch einmal mit aller Kraft gegen die bevorstehende Entscheidung wehrt. Es ist schwer, den Schmerz und die Gewissensnot einer solchen Mutter mitanzusehen und mit keinem menschlichen Mittel helfen zu können.⁴⁶

Köln-Lindenthal [ohne Datum, Sommer 1937]

Lieber Herr Ingarden,

es hat mich sehr gefreut, von Ihnen etwas zu hören. Das will ich Ihnen dadurch beweisen, daß ich nicht 3 J. mit der Antwort warte. Daß Sie mir wegen meines Eintritts in den Orden »böse waren«, glaube ich nicht. Eine sachlich so unmögliche Reaktion auf eine letzte persönliche Entscheidung könnte ich Ihnen nicht zutrauen. Ich dachte nur, es könnte in meinem letzten Brief etwas gewesen sein, was Ihnen die Lust zum Schreiben nahm. Umso besser, wenn es nicht so war. Für Zeitmangel habe ich das größte Verständnis aus eigener Not und dispensiere Sie daher gern vom Schreiben, wenn Sie nicht etwa mal gerade etwas auf dem Herzen hätten, was Sie gern sagen möchten.

Was Sie an Voraussetzungen über unsere Einstellung zum Leben aussprechen, geht so gründlich daneben, daß wir wohl an kein Ende kämen, wenn ich mich aufs Widerlegen einlassen wollte. Es wird besser sein, wenn ich Ihnen ganz einfältig etwas von meinem Leben erzähle. Wir glauben, daß es Gott gefällt, sich eine kleine Schar von Menschen auszuwählen, die besonders nahen Anteil an seinem eigenen Leben haben sollen, und glauben, zu diesen Glücklichen zu gehören. Wir wissen nicht, nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl getroffen wird. [...]

übergetreten. Beide Frauen hatten sich kennengelernt, als die Dichterin mit der Arbeit an ihrer Novelle »Die letzte am Schafott« beschäftigt war. Als die Nationalsozialisten ihren Besitz beschlagnahmten, emigrierte sie in die Schweiz.

⁴⁶ Bd. VIII, 161. Brief an Agnes Brüning (Mater Petra von der Liebe Christi OUS, 1879 Osterwick – 1955 Dorsten), damalige Oberin des Klosters der Ursulinen zu Dorsten. Sie ließ Edith Stein einladen, das Weihnachtsfest 1932 im Kloster der Ursulinen zu verbringen. Aus dieser Begegnung der beiden Frauen entstand eine große Freundschaft.

Es sind jetzt bald 4 J., seit ich hier bin. Eine sehr schwere Prüfung habe ich in diesem Jahr durchmachen müssen. Das war die letzte Krankheit und der Tod meiner Mutter. Wir hatten uns seit meinem Abschied von daheim nicht wiedergesehen. [...]

Mit den herzlichsten Wünschen und Grüßen
für Sie und Ihre Lieben
Ihre Schw. T. Benedicta a Cruce, C.D.⁴⁷

J.M.
Pax Christi!

Echt, 16. 5. 1941

Liebe Schwester Maria,

heute habe ich E.L. Brief bekommen und darf E.L. gleich antworten. Ich glaube, daß es für E.L. sehr gut ist, etwas Festes zu arbeiten. Es ist doch eine starke schöpferische Kraft da, die in ein geordnetes Bett geleitet werden will. [...]

Der Heilige Geist muß E.L. nicht nur bei der Arbeit helfen, sondern auch bei der Überwindung neuer Krisen, die leicht daraus entstehen können. Kein geistiges Werk kommt ja ohne schwere Wehen zur Welt. Es will auch immer den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, und dem können wir ja unmöglich nachgeben. An sich ist es sehr gut, daß dem »Sich-auf-fressen-Lassen« ein Riegel vorgeschoben ist durch Tagesordnung und tägliche Pflichten. Aber der Ausgleich kann natürlich nicht gefunden werden, ohne daß man es spürt. Ich wäre sehr froh, wenn wir über alles einmal sprechen könnten. Aber es ist ja gewiß auch kein Zufall, daß uns diese Möglichkeit genommen ist. So wollen wir dankbar sein für die Verbundenheit in dem Reich, das keine Grenzen und Schranken kennt, keine Trennung und keine Entfernung.

Seit wir wieder ein Postuläntchen im Hause haben, denke ich viel an unsere erste Ordensjugend und an die wunderbaren Führungen, die der Weg zum Karmel jedesmal bedeutet. Vielleicht ist die Geschichte der Seelen im Karmel noch viel wunderbarer. Sie sind tief verborgen im göttlichen Herzen. Und was wir von der eigenen manchmal zu verstehen glauben, ist doch immer nur ein flüchtiger Reflex von dem, was Gottes Geheimnis bleibt bis zu dem Tag, an dem alles offenbar wird. Meine große Freude ist die Hoffnung auf die künftige Klarheit. Der Glaube an die geheime Geschichte muß uns auch immer stärken, wenn das, was wir äußerlich zu sehen bekommen (an uns selbst und an anderen), uns den Mut nehmen möchte. [...]⁴⁸

⁴⁷ Bd. XIV, 237–239.

⁴⁸ Bd. IX, 156–157. Fränzi Ernst (Sr. Maria de Deo OCD, 1904 Metz – 1981 Köln), Tochter der Familie Ernst (Frankfurt), mit der Edith Stein durch Erich Przywara SJ bekannt wurde und wo sie das erste Weihnachtsfest nach ihrer Konversion verbrachte.

5. »Wegen meiner jüdischen Abstammung«

Pax!

Collegium Marianum, Münster, 7. V. 1933

Liebe Elly,

[...] Außerdem denke daran, daß wir ja nicht dazu da sind, den Himmel auf Erden zu haben. Ich glaube, wenn Du etwas mehr davon wüßtest, wie viele Tausende jetzt zur Verzweiflung getrieben werden, dann würdest Du Dich danach sehnen, ihnen von ihrem Übermaß an Not und Leid etwas abzunehmen.

Damit komme ich zu Deiner ersten Frage: die Tagung in Karlsruhe kann nicht stattfinden wegen der großen Krisis, in der sich die ganze katholische Lehrerschaft jetzt befindet. So werde ich auch nicht hinkommen. Unser Institut ist in diese Krisis mit hineingezogen. Ich kann in diesem Semester keine Vorlesungen halten (wegen meiner jüdischen Abstammung). Es wird noch vorläufig für mich gesorgt, weil man hofft, daß meine wissenschaftliche Arbeit doch noch wieder der katholischen Sache zugute kommen wird. Ich glaube aber nicht an eine Rückkehr an das Institut und überhaupt nicht mehr an die Möglichkeit einer Lehrtätigkeit in Deutschland. Ich bleibe vorläufig hier, bis die Situation klarer ist. Sorge Dich nicht um mich. Der Herr weiß, was Er mit mir vorhat.⁴⁹

Pax!

Köln-Lindenthal, 26. VII. 1933

Liebe Anneliese,

[...] Jetzt möchte ich Dir nur noch so viel Geduld wünschen für die Leidenszeit und den letzten Trost, auf den ich Dich schon manchmal hinweisen mußte: daß der Weg des Leidens der erprobteste ist zur Vereinigung mit dem Herrn. Die erlösende Kraft des freudig ertragenen Leidens ist so nötig gerade für unsere Zeit. Ich bitte Dich auch besonders um Dein Gebet für meine Angehörigen.⁵⁰

⁴⁹ Bd. VIII, 137. Elly Dursy (Sr. Maria Elisabeth von der Göttlichen Vorsehung OCD), Schülerin von Edith Stein an der Lehrerinnenbildungsanstalt der Dominikanerinnen St. Magdalena; trat 1938 in den Karmel Kordel ein, der später nach Waldfrieden/Auderath übersiedelte.

⁵⁰ Bd. VIII, 145.

Pax Xi!

Köln-Lindenthal, 6. V. 1938

Lieber Herr Ingarden,

heute habe ich Ihren lieben Brief bekommen. Ich antworte Ihnen sofort, weil ich wohl weiß, was Husserls Tod für Sie bedeutet. Ich weiß nicht, ob man Ihnen Näheres geschrieben hat. Er hatte sich in den letzten Wochen ganz vom Irdischen gelöst, auch von seiner Arbeit, und war nur noch von Sehnsucht nach der ewigen Heimat erfüllt. So war es ein seliges Sterben, das keine Trauer der Zurückbleibenden will. Damit ist aber die Dankeschuld seinem Lebenswerk gegenüber nicht aufgehoben. Gerade in dieser Zeit wäre es sehr angebracht, sie in einer Gedenkschrift zum Ausdruck zu bringen. Aber wer wird sie herausgeben? In welchem Land soll sie erscheinen? [...] (N.B. Auch für mein 2bändiges Opus hat sich das Land noch nicht gefunden, in dem es erscheinen kann.) [...] ⁵¹

J.M. Pax Christi!

Köln-Lindenthal, 20. X. 1938

Liebe Schwester Agnella,

[...] Am letzten Freitag hat sich mein Bruder [Arno] von mir verabschiedet vor der Abreise nach Amerika. Es war gerade der 5. Jahrestag meines Eintritts und unser erstes Wiedersehen seitdem. Vielleicht nun für immer. Es ist alles in der Auflösung und im Aufbruch. Bitte, helfen Sie beten. [...] ⁵²

J.M.

Köln-Lindenthal, 31. X. 1938

Liebe Würdige Mutter,

[...] Wenn es irgend geht, möchten wir sie [ihre Schwester Rosa] Weihnachten hier haben. Ich schrieb es neulich schon in einem Familienbrief, damit die andern sich darauf einstellen. Zu sparen hat jetzt gar keinen Sinn, weil sie ja doch alles hergeben müssen, wenn sie aus dem Land gehen. Wenn sie nur wüßten, wo sie hin sollen! Aber ich vertraue, daß die Mutter aus der Ewigkeit für sie sorgt. Und darauf, daß der Herr mein Leben für alle genommen hat. [...] ⁵³

⁵¹ Bd. XIV, 239–240.

⁵² Bd. IX, 118.

⁵³ Bd. IX, 121. Brief an Mater Petra Brüning.

J.M.
Pax Christi!

Köln-Lindenthal, 9. XII. 1938

Liebe Würdige Mutter,

[...] Ich muß Ihnen sagen, daß ich meinen Ordensnamen schon als Postulantin mit ins Haus brachte. Ich erhielt ihn genau so, wie ich ihn erbat. Unter dem Kreuz verstand ich das Schicksal des Volkes Gottes, das sich damals schon anzukündigen begann. Ich dachte, die es verstünden, daß es das Kreuz Christi sei, die müßten es im Namen aller auf sich nehmen. Gewiß weiß ich heute mehr davon, was es heißt, dem Herrn im Zeichen des Kreuzes vermählt zu sein. Begreifen freilich wird man es niemals, weil es ein Geheimnis ist. [...] ⁵⁴

[Echt] Passionssonntag, 26. III. 1939

Liebe Mutter, bitte, erlauben E.E. mir, mich dem Herzen Jesu als Sühnopfer für den wahren Frieden anzubieten: daß die Herrschaft des Antichrist, wenn möglich, ohne einen neuen Weltkrieg zusammenbricht und eine neue Ordnung aufgerichtet werden kann. Ich möchte es heute noch, weil es die 12. Stunde ist. Ich weiß, daß ich ein Nichts bin, aber Jesus will es, und Er wird gewiß in diesen Tagen noch viele andere dazu rufen. ⁵⁵

⁵⁴ Bd. IX, 124. Brief an Mater Petra Brüning.

⁵⁵ Bd. IX, 133. Brief an Maria Margareta Thannisch (Sr. Ottilia a Jesu Crucifixo OCD, 1878 Wickrath – 1958 Echt), damalige Priorin des Karmel Echt.

Echt, 17. XI. 1939

Lieber Hans,

...

Ich fühle mich jetzt immer in die napoleonische Zeit versetzt und kann mir vorstellen, in welcher Spannung man damals an allen Enden Europas gelebt hat. Ob wir wohl noch erleben werden, daß die Ereignisse unserer Tage »Geschichte« werden? Ich habe großes Verlangen, all das einmal im Licht der Ewigkeit zu sehen. Denn das erkennt man doch immer klarer, wie blind wir für alles sind. Man staunt, wie verkehrt man vieles früher angesehen hat, und begeht doch im nächsten Augenblick wieder den Fehler, sich ein Urteil zu bilden, ohne daß man die nötigen Grundlagen dafür hat. [...]

In alter Treue Deine
Edith – Schwester Benedicta⁵⁶

J.M.

Pax Christi!

Echt, 31. XII. 1941

Liebe Gibi,

darf ich mich nach langer Zeit wieder bei Ihnen melden und einen großen Liebesdienst von Ihnen erbitten? [...]

Unsere liebe Mutter würde uns am liebsten bei den Karmelitinnen vom göttlichen Herzen (Schwestern von Sittard) in einem ihrer Schweizer Häuser unterbringen, bis einmal eine Rückkehr möglich wird (?). [...] Von Ihnen dagegen möchte ich gern erfahren, ob unter der Voraussetzung der Aufnahme in ein Kloster für uns Einreiseerlaubnis mit Visum zu erhalten wäre und an wen wir uns darum zu wenden hätten. Ich weiß ja, daß die Schweiz sehr dicht gegen Einwanderung abgeschlossen ist, und könnte mir denken, daß unter diesen besonderen Umständen eine Ausnahme gemacht würde.

Ein anderes Land kommt ja praktisch kaum noch in Frage. Wenn wir nicht auf diese Weise hinauskommen können, werden wir jedenfalls durch die Behörden verschickt werden. [...] Ich weiß nicht, wo Sie gegenwärtig leben, hoffe aber, daß der Brief Sie erreichen wird. [...]⁵⁷

⁵⁶ Bd. IX, 142. Hans Biberstein (1889 Breslau – 1965 New York), Jugendfreund der Schwestern Erna und Edith Stein, heiratete Erna Stein; Oberarzt an der Breslauer Universitätsklinik, nach Emigration Professor in New York.

⁵⁷ Bd. IX, 167–168. Brief an Frau Dr. Borsinger, die Edith Stein 1930 in Beuron kennengelernt hatte; trotz aller Bemühungen gelang es ihr nicht, die Bewilligung zur Einreise in die Schweiz rechtzeitig zu erhalten.

[vermutlich Dezember 1941]

Liebe Mutter,

wenn E.E. den Brief von P. Hi. [Hirschmann] gelesen haben, wissen E.E., wie er denkt. Ich möchte in der Angelegenheit meiner Stabilität nun gar nichts mehr tun.⁵⁸ Ich lege sie E.E. in die Hände und überlasse es E.E., ob E.E. die Schwestern, Pater Provinzial oder Vater Bischof für eine Entscheidung heranziehen wollen. Ich bin mit allem zufrieden. Eine *scientia crucis* [Kreuzeswissenschaft] kann man nur gewinnen, wenn man das Kreuz gründlich zu spüren bekommt. Davon war ich vom ersten Augenblick an überzeugt und habe von Herzen: Ave, Crux, spes unica! [Sei begrüßt, Kreuz, einzige Hoffnung] gesagt.⁵⁹

2. VIII. 1942

Komm, wir gehen für unser Volk.⁶⁰

[Drente-Westerbork, Baracke 36] 5. VIII. [1942]

Meine Lieben,

eine R.K. Schwester von A. will heute mit dem Konsul sprechen. Hier ist jedes Gesuch für katholische Volljuden seit gestern untersagt. Von außen kann noch etwas versucht werden, aber mit äußerst wenig Aussicht. Es besteht die Absicht, am Freitag einen Transport abgehen zu lassen. Könnt Ihr wohl nach Venlo, Kaldenkerkeweg 185 an Mère Claire um unser Manuskript⁶¹ schreiben, falls sie es noch nicht geschickt hat. Wir vertrauen auf Euer Gebet. Es sind hier so viele Menschen, die etwas Trost brauchen, und sie erwarten ihn von den Schwestern.

In Corde Jesu Eure dankbare
B.⁶²

⁵⁸ Edith Stein bemühte sich um ihre *stabilitas loci*, d. h. um die volle Angliederung an den Konvent der Schwestern in Echt.

⁵⁹ Bd. IX, 167. Brief an Maria Theresia Engelmann (Sr. Ambrosia Antonia a Spiritu Sancto OCD, 1875 Eltville – 1972 Echt), damalige Priorin des Karmel Echt.

⁶⁰ Bd. X, 166. Edith Stein zu ihrer Schwester Rosa bei ihrer Verhaftung.

⁶¹ Es handelt sich um das Manuskript der »Kreuzeswissenschaft«. Ruth Kantorowicz (1901 Hamburg – 1942 Auschwitz-Birkenau), zum Katholizismus konvertierte Jüdin, hatte bei den Ursulinen in Venlo Unterkunft gefunden und übertrug bis zum letzten Tag das handschriftliche Manuskript in Maschinenschrift. Am 5. 8. 1942 befindet sie sich wie Edith Stein im Sammellager Westerbork und wird dasselbe Schicksal wie diese erleiden.

⁶² Bd. IX, 177. Brief an Sr. Ambrosia Antonia Engelmann, Echt.

J.M. Drente-Westerbork, Baracke 36, 6. 8. 1942

Liebe Mutter,

eine Klostermutter ist gestern abend mit Koffern für ihr Kind angekommen und will jetzt Briefchen mitnehmen. Morgen früh geht ein Transport (Schlesien oder Tschechoslowakei??).

Das Notwendigste ist: wollene Strümpfe, zwei Decken. Für Rosa alles warme Unterzeug und was in der Wäsche war, für beide Handtücher und Waschlappen. Rosa hat auch keine Zahnbürste, kein Kreuz und Rosenkranz. Ich hätte auch gern den nächsten Brevierband (konnte bisher herrlich beten). Unsere Identitätskarte, Stamm- und Brotkarten.

Tausend Dank, Grüße an alle, E.E. dankbares Kind
B.

[P.S.] 1 Habit und Schürzen, 1 kleinen Schleier⁶³

Am 7. August verließ ein Gefangenentransport das Sammellager Westerbork. Der Zug kam am 9. August im Konzentrationslager Auschwitz an. Wahrscheinlich noch am selben Tage fand Edith Stein, Teresia Benedicta a Cruce, den Tod in der Gaskammer.

⁶³ Bd. IX, 178. Brief an Sr. Ambrosia Antonia Engelmann, Echt.